



Nr. 12.

Posen, den 25. März.

1894.

Östersegen.

Eine Ostergeschichte von Victor Blüthgen.

(Nachdruck verboten.)

Nun, mein Sohn, wenn Du denn satt bist, so wollen wir uns in aller Gemüthsruhe an das Feuerchen da setzen und bei einem guten Tropfen von alten und neuen Dingen schwätzen. — Franz, hol ein paar Flaschen 1875er Rautenthaler herauf, Berg-Auslese mit Goldkopf, und dann räum ab! — Du hast ja einigen Weinverstand, Heinz, oder besser gesagt: eine Weinzunge. . . denn der Verstand kommt mit den Jahren und der Erfahrung; beim Wein geht Probiren über Studiren, oder vielmehr, es läuft beides auf dasselbe hinaus. — Was ist das für ein närrisches Frühjahr heuer! Gestern zwölf Grad Wärme, heute wieder Ofen- und Kaminfeuer. Es giebt weiße Ostern morgen, paß auf!

Der Onkel ist ein kleiner fatter Herr; er nimmt sein bequemes Lodenjacket, das er als Hausrock trägt, über der grauen Plüschweste zusammen und steuert von dem Tisch mit Ueberresten des Abendessens zu dem lodernden Kaminfeuer hinüber. Dort steht ein niedriger Tisch, darauf eine offene Zigarrenkiste, daneben zwei niedrige Lehnstühle. Er wirft ein paar Scheite aus dem Holzfaß in das Feuer, stochert mit einer Zange durch die glühende Masse und setzt sich dann gemächlich, indem er sich und den Neffen mit einer Zigarre versorgt.

Das alles thut er mit einer gewissen behaglichen Sicherheit, die vergnüglich wirkt. Er ist ein leidlich wohlhabender Junggesell in den Fünfzigern, der sein Delikateswaarengeschäft bereits seit zehn Jahren verkauft hat, sich seinen Diener hält und das Leben anständig genießt — vorwiegend nach seiner es- und trinkbaren Seite hin. Als Vormund seines Neffen Heinz — es gab da nicht viel zu verwalten — hat er durch einigen Zuschuß zu den Kosten des Studiums der Familie ein gelehrtes Mitglied gewonnen, was ihn mit Genugthuung erfüllt. Heinz ist ein tüchtiger Philologe; im Herbst war seine Studienzeit zu Ende, er hat sich fest sofort zum Staatsexamen gemeldet, hat den Winter auswärts, bei der Mutter, mit den Vorarbeiten dafür zugebracht — nun, seit ein paar Tagen ist das Examen bestanden, seit heute ist Heinz sogar Doktor.

Die Familienehre steht in leuchtendem Glanze!

Heinz hat seine Zigarre angezündet und prüft sie auf ihren Gehalt. Der Onkel betrachtet den hübschen brünetten Jungen mit dem schwarzen Schnurrbärtchen und der kurzen Quartschmarre auf der Wange mit versteckter Zärtlichkeit, indem er sich selber ein paar Züge Rauch langsam gegen die Nase bläst. Er ist der richtige kleine Rentier, wie er so zurückgelehnt liegt, die Hände über dem Leibe gefaltet, die schwarzseidene Hausmütze mit langer

Quaste auf dem Kopf, drunter im Flammenreflex glänzend das volle Antlitz mit kurzem Backenbärtchen. . .

„Also — Junge — mit dem Doktor ging das glatt ab?“

„Natürlich. Das ist nur ein Spaß nach dem Staatsexamen.“

„Na, na! Nun bin ich doch neugierig, wo Du ankommst. Da Du die Fakultas für die oberen Klassen in Deinen Fächern hast und Oberlehrer werden kannst, so wird Dir doch nicht fehlen. Hast Dich großartig gemacht, Heinz; in den ersten Semestern warst Du ein bißchen ein Windhund. . . na na, so ein ganz klein bißchen meine ich. . . weiß schon, gerade so viel wie die meisten Studenten. Ich habe Dich ja auch nicht einschränken wollen; das siehst Du daraus, daß ich Dich nicht zu mir nahm, unter väterlicher Aufsicht, sondern Dich Deine eigene Bude miethen ließ.“

Heinz lachte gutmüthig. „Hand aufs Herz, Onkel: wen hast Du da nicht einschränken wollen?“

„Was, Junge, Du willst Deinem braven Onkel aufs Gewissen knien. . . Franz, die Gläser her! Na, profit, Herr Doktor, und recht bald einen netten Anfangsposten. . .“

Die Kömer trafen einander, dann tranken Onkel und Nefse bedächtig; der Feuerschein flackerte vom knisternden Kamin her über die Trinker. Drüben, unter der Deckenlampe, mühte sich Franz mit dem Kellnergefißt, so geräuschlos wie schnell zusammenzupacken. In wenigen Minuten war alles in einem Korbe untergebracht, das Tisch Tuch mit einer Decke vertauscht, der Onkel schielte wie erwartungsvoll hinüber.

„So! In einer halben Stunde bring Cognac, und nun verschwinde wie die Wurst im Spindel! — Ich wollte den Menschen erst nicht behalten, wie Du Dich erinnern wirst — aber er hat sich gemacht; bei solchem Volk kommt viel auf die richtige Erziehung an. Wenn bloß die Liebchaften nicht wären! Raum hat man so einen Geist, wie man ihn haben will, dann geht er einem durch und heirathet. Apropos — Liebchaft: was die Deine betrifft, die ist doch nun hoffentlich aus? Mit dem kleinen Musikantenfräulein, wie? Wenn da noch etwas hängt. . . ich kann Dir bloß väterlich rathen: gieb sie auf!“

Heinz sah zur Seite, in die Kaminflammen, in welche der saufende Frühlingswind eben mit starkem Anlauf stürmte. War es davon, daß seine Wange sich tiefer färbte? Die kleine Quartnarbe glühte. Das rasselte, brummte und knisterte eine Weile, während die beiden Männer schwiegen.

„Ich bin noch nicht bei ihr gewesen, seit ich wieder hier in der Stadt bin“, sagte Heinz endlich langsam. „Ich habe ihr sogar während des ganzen Winters nicht geschrieben.“

„Auch zu Neujahr nicht?“

„Auch zu Neujahr nicht.“

„Hast ihr auch nichts zu Weihnachten geschickt?“

„Auch das nicht.“

„Famos, Junge! So gefällst Du mir. Profit! Die Sache hat mir ordentlich auf dem Herzen gelegen. Verlaß Dich darauf: die Kleine wird sich trösten, vielmehr schon getröstet haben. Alte Geschichte, die Studentenliebschaften: er jung, sie jung; er grün, sie grün — zu Anfang bildet sich das beides ein, es muß geheirathet sein, und im Grunde ist die ganze Liebschaft nichts als sozusagen ein erster Versuch. Man ist auf die Liebe eingerichtet in den Jahren, hat das Gefühl: irgendwo mußt Du hin damit — und die erste beste passende oder unpassende Gelegenheit wird benutzt, um das Herz unterzubringen. Die jungen Männer sind ja meist die vernünftigeren, sind sich schon nach einem halben Jahre klar, daß das geliebte Wesen doch eigentlich keine richtige Frau für sie abgibt, und wer da ein bißchen Schmeiß hat, macht zeitig ein Ende. Ueber das Ach und Weh kommen dann schließlich auch die jungen Dinger fort, und nach zwei, drei Jahren haben sie den Rechten und lassen sich einsegnen. Das giebt dann so eine schöne und rührende Erinnerung an den Ungetreuen, und wenn sie ihn zufällig einmal wiedersehen, werden sie noch nach fünfundzwanzig Jahren roth. Na — das ist so, wie es sein soll. Aber es fehlt auch nicht an überzarten Tünglingen, die möchten los und können nicht recht . . . eines Tages sind sie ja doch in Amt und Würden und können allenfalls eine Frau ernähren, die nichts hat . . . das Fräulein ist wohl inzwischen ein bißchen altbacken geworden.“

„Das wenigstens ist die Edith sicher nicht geworden in dem halben Jahre . . .“

Der Onkel zieht die Stirn hoch und zwinkert. „Du, so ganz kurirt scheint Du mir doch nicht zu sein.“

„Und wenn ichs dennoch wäre?“ Ein Schatten fliegt über das Gesicht des jungen Doktors, indes er ein Stückchen Asche von seiner Zigarre abstreift und in den Kamin schleudert.

„Vernünftig wärs und mir um Deinetwillen lieb, Junge. Es fallen nicht umsonst neun Beutel Blüthen taub vom Kirschbaum. Ich habe recht, glaub's mir! Eins will die Jugend nicht kapieren, was einem, je älter man wird, desto deutlicher einleuchtet: daß nämlich lieben und heirathen zwei grundverschiedene Dinge sind. Was ist man in der Jugend? Ein junger Mensch, das ist alles. Und ein liebesbedürftiger dazu. Man hat weder einen ausgebildeten Geschmack — nur die reine Naturympathie führt da zwei zusammen — noch ein Gefühl für das, was man einer künftigen Stellung schuldig ist. Ihr junges Volk solltet nur wissen, wie wählerisch Ihr nach zehn Jahren, nach zwanzig Jahren sein würdet!“

„Ja, Du bist so wählerisch geworden, Onkelchen, daß Du zuletzt Sungeselle geblieben bist,“ lächelte der Nefte.

„Richtig, Heinz,“ schmunzelt jener, „das stimmt, und ich raufe mir die Haare darum auch nicht aus. Aber alles mit Maß — so um die Mitte der Dreißig weiß man gerade hinlänglich, was für eine Frau man braucht . . .“

„Fünfunddreißig? So lange mücht ich doch nicht warten!“

„Oh, das ist schließlich auch nicht nöthig. Wenn Du jetzt ein bißchen vordenkst, kannst Du immer schon so wählen, daß Du einigermaßen sicher sein darfst, es nicht zu bereuen.“

Heinz seufzte. „Es bleibt Lotteriespiel, Onkel. Ich kann mich beim Rechnen verrechnen, und kann mit meinem bloßen Dumm-Jungen-Gefühl das große Loos ziehen.“

„Da haben wirs wieder“ — der Onkel hob in einer Art von Verzweiflung die Arme weit auseinander.

„So heirathe meinethalben Deine geliebte Edith!“

Heinz schlug langsam die Lider auf und blickte den Onkel ein paar Augenblicke stief an.

„Ich werde sie nicht heirathen, Onkel!“

„Im — dann hast Du wohl gar irgend einen Privatgrund für Dich. . . Heraus mit der wilden Raß!“

„Das allerdings, und es hat dieser Grund den Ausschlag gegeben, wenngleich Erwägungen wie die Deinigen den Hebel angelegt haben, mich schwankend zu machen. Ich habe mir gesagt, daß nur eine dauerhafte, im tiefsten Wesen gegründete Liebe zu Edith den zureichenden Grund für mich bilden könnte, um dieses Studentenverhältniß mit einer Ehe abzuschließen. Sie ist arm, und sie ist in nichts so außergewöhnlich, daß jedermann um deswillen meine Heirath mit ihr begreiflich finden müßte.

Ihr eigener Vater hat uns immer mit Mißtrauen bewacht, weil er ganz ausgesprochen überzeugt war, mit meinem Weggang von hier würde ich Edith aufgeben . . .“

„Der Mann gefällt mir,“ schaltete der Onkel ein.

„Als ich von hier zur Mutter ging, war ich entschlossen, die Trennung zu einer Prüfung meiner Neigung auf ihre Echtheit zu benutzen. Ein halbes Jahr ohne jede Verbindung mit dem Mädchen sein, nichts von ihr sehen und hören . . . wenn mein Herz nach Ablauf dieser Zeit mich noch zu ihr zwingen würde, ja, dann sollte mich nichts abhalten, unsere Verlobung vor aller Welt zu verkündigen. Dann wollte ich alles dransetzen, auch Dich für den Gedanken dieser Heirath zu gewinnen.“

„Gut! Dann hätte ich am Ende auch die Aussteuer für die Kleine besorgt. — Und mit der Dauerhaftigkeit Deiner Liebe war es nichts?“

Heinz zögerte. „Nein!“ sagte er endlich fest und herb.

„Hat die Kleine denn nicht ein einzigesmal schriftlich angefragt, was Dein Schweigen zu bedeuten habe? Oder hattet Ihr die Prüfung miteinander verabredet?“

„Keines von beiden. Zu Anfang quälte mich die leidenschaftlichste Sehnsucht nach ihr, plagte mich die Erinnerung an die Vergangenheit dieser Liebe . . . dann wurde das alles über meinen angestrengten Studien blasser und blasser . . . ich hatte ein Gefühl, als ob ich eine Fieberkrankheit überstanden hätte und in der Genesung wäre. Eine gesunde Mäßigkeit überkam mich, mir wurde so hell zu Muth, als wäre mir die Welt um mich herum neu geschenkt, nachdem sie mir eine Zeit lang genommen gewesen. Nur ganz vereinzelt überfiel mich eine Stunde der Sehnsucht und Reue — bald darauf war das wie weggeblasen. Und heute kann ich völlig ruhig an sie denken — das einzige, was mich noch peinlich berührt, ist die Möglichkeit, ihr zufällig zu begegnen. Ich wehre den Gedanken daran mit beiden Händen ab. Du siehst, ich habe höchst vernünftig gehandelt, und ich bin dahin gekommen, daß ich es für ein Verbrechen an dem Mädchen halten müßte, sie aufs neue an mich zu ziehen.“

„Richtig, richtig, ganz meine Meinung. Famos, Heinz, das hast Du großartig gebehandelt . . . dafür mußt Du mal eine Frau kriegen, die sich gewaschen hat . . . Profit auf die zukünftige Frau Doktor!“

Heinz trank ohne sonderlichen Enthusiasmus. „Und doch —“ sprach er halb für sich.

„Na — und doch?“

„Ich wollte, es wäre anders gekommen. Das Mädchen dauert mich, ganz frei von Gewissensbissen bin ich nicht.“

„Ach, Uninn . . .“

„Ja, wenn ich wüßte, daß sie ebenso denkt wie ich, innerlich ebenso frei ist . . . schließlich habe ich ihr doch etwas weisgemacht und habe sie sitzen lassen.“

„Junge, das sind Jugendthorheiten, das wird alles überwunden. Sei froh, daß Du glücklich darüber weg bist . . . Weißt Du, komm mit, ich gehe noch paar Stündchen ins Kasino, wir feiern Deine Genesung mit einem Partichen.“

Der behagliche kleine Mann erhob sich; aber Heinz blieb sitzen.

„Laß mich hier, Onkel; ich bin etwas schlapp nach der Aufregung von heute früh und werde mich lieber zeitig hinlegen.“

„Wie Du willst!“

Der junge Doktor blieb einsam am Kamin sitzen. Das Feuer sank zusammen, blaue und goldene Flämmchen tanzten auf der Asche und verschwanden wieder. Dann und wann fauchte ein Windstoß durch den Schlot hernieder . . .

„Im Sommer blank,
Im Winter krank,
Im Frühling begraben — —“

murmelte Heinz vor sich hin und dachte an seine Studentenliebe. Er war nicht zufrieden mit sich, aber er hatte abgeschlossen, fest und bewußt!

Morgen ist Ostern . . .

* * *

„Weißt Du, nun laß endlich den Unsinn!“ Der Musikus Sonnemann, ein mittelgroßer Mann mit auffallend blutlosem Gesicht und starkem blonden Schnurrbart, brummte es verdrießlich. Er saß am Tisch in dem kleinen bescheidenen Stübchen mit dem alten dünnen Urväterhausrath und hatte seine Posaune

zwischen die Kniee geklemmt — eben tauchte er den Puzlappen frisch in den Napf auf dem Tische und rieb an dem Instrument weiter.

Die Mutter auf dem Sopha, eine kleine gealterte Frau, ließ den Strickstrumpf sinken. „Gott, das kannst Du doch dem Mädchen nicht verdenken, jetzt, wo sie weiß, daß Taufing in der Stadt ist. Das rührt doch natürlich wieder alles bei ihr auf. Er geht schlimmstenfalls schließlich fort und dann ist's gut. Sie wird sich schon wieder fassen.“

Edith lehnt in einem hochlehnigen Korbstuhl abseits vom Tische, wohin das Licht der grünschirmigen Lampe nur mit schwacher Dämmerung dringt. Der Korbstuhl knarrt, wie sie hastig das Taschentuch hebt und über die Augen fährt.

„Der Vater hat recht, Mutter. Heinz ist die Thräne nicht werth. Der Vater hat in der ganzen Sache recht gehabt.“

Sie ist ein schlankes, feingliedriges Mädchen, mit einem jener blassen Gesichter, welche die Dämmerung verschönt. Sie ist sicherlich auch sonst hübsch, ohne Dämmerung.

„Ich hatte selber gehofft, er würde nun kommen und sein Schweigen auflären,“ meinte die Mutter nach einer Pause.

„Ich hatte eine andere Meinung von ihm und gebe sie auch jetzt noch nicht auf.“

Der Musikus stieß ein spöttisches Murren aus.

„Mich lehrt die Studenten kennen! Das ist müßiges Volk, die möchten gern etwas fürs Herz haben, machen den Mädels was weis, und wohl sich selber auch — auf den Augenblick meinen es ja manche ganz ehrlich . . .“

„Manche auch länger,“ schaltete die Mutter kopfnickend im selben Tonfall ein.

„Auch! — Habe gar nichts dagegen. Aber das sind weiße Raben; ich mißtraue jedem, und es wäre besser gewesen, Ihr hättet dasselbe gethan, dann brauchte das Mädel jetzt nicht herumzusitzen und zu flennen; aber gegen Euch Weiber kommt keine Vernunft auf.“

„Du hast wohl nöthig, hinterher, wo nichts mehr zu ändern ist, dem Kinde mit übler Laune das Herz noch schwerer zu machen, statt ihr gut zuzureden.“

Sie sagte das nicht heftig. Sie hatte doch etwas Gedrücktes, wie eine Art Schuldgefühl, an sich. Edith schwieg — der Musikus schwieg gleichfalls und rieb mit gleichmäßiger Bewegung sein Instrument, das morgen in der Nikolaikirche sollte Ostermusik machen helfen.

„Sonderbar ist's doch,“ brach die Mutter das Schweigen.

„Wie seid Ihr zwei denn zuletzt auseinander gegangen? Habt Ihr Euch gar nicht ausgesprochen, Ditha?“

Edith schüttelte mit dem Kopfe. „Es war ein Abschied wie immer; er meinte: „Hoffentlich auf Wiedersehen gegen das Frühjahr hin.“ Ich sagte ihm: „Du schreibst mir doch?“ Darauf küßte er mich, antwortete aber nichts. Doch nun ist's gut und vorbei, und nun laßt mich vergessen! Ich will schlafen gehen, das ist das Beste.“

Sie sprang auf und reichte den Eltern nacheinander die Hand. „Gute Nacht!“ — dann ging sie auf ihr Zimmer, nahm da im Dunkeln ein Tuch um die Schultern und setzte sich an das Fenster.

Ihr Gesicht suchte den Himmel, der war voller Sterne; und der Wind draußen geberdete sich wie ein wilder Thauwind: das zog aus allen Fugen, und dann und wann fauchte oder heulte es und machte die Flügel im Rahmen erschüttern. Sie hielt die Augen starr offen, bis sie thränen satt waren, dann neigte sie rasch den Kopf und ließ ihn auf die über dem Fensterbrett gekreuzten Arme sinken.

„Treulofer . . .“ sagte sie vor sich hin.

Das war ein Wind, just wie damals! Nur wenig später die Jahreszeit . . . eine jener kleinen Gesellschaften, wie sie unter der Bürgerjugend größerer Städte sich zahlreich bilden, hatte einen Vandausflug gemacht, gescherzt, getanzt. Sie mit, und er auch. Ein Jugendbekannter von ihm, der Mitglied war, ein Photograph, hatte ihn bereits im Winter eingeführt, damit er in einer Liebhabertheater-Vorstellung mitwirke. Er hatte Edith schon nach der ersten Umschau bevorzugt.

Und in jener Mainacht waren sie beide Arm in Arm heimgekehrt, die Eltern immer fünfzig Schritt hinter sich lassend . . . wenig redend, thörichte, gleichgiltige Worte. Eine so dunkle, dunstige Mainacht mit sausendem Wind! Das Tuch flog ihr immer von der Schulter; er nahm es und schlug es auseinander:

ander: ein so großes Tuch, weit genug für zwei . . . und sorglich legte er es um sie beide und schlang seinen Arm um sie. Sie bebte und er bebte; sie hatte eiskalte Hände, sie fühlte es, und sah ihn an . . . und er sah sie an . . . ein paar Zoll Luft waren noch zwischen ihnen, und die waren leicht übersprungen.

Ach ja, das war eine Nacht, ein Weg!

Er kam am andern Tag, nach ihr zu fragen, und die Mutter lud ihn ein, zuweilen den Abend zu kommen. Studenten sind so kurzweilige Herren! Aber er kam nur selten — der Vater sagte ihm ohne Worte, daß er kein Gefallen an den Besuchen fände. Sie sahen sich dennoch oft . . . bei Dritten oder in größerer Gesellschaft; dergleichen ließ sich veranstalten.

„Ach Gott, wärs doch nie gewesen!“

Aber es war eben doch gewesen!

Einen Winter lang hatte er sich nun vor ihr versteckt, ohne Abschied fürs Leben, ohne Aufklärung . . . nie konnte sie ihm schreiben, das war doch zuerst seine Sache! Daß er nicht krank ist, weiß sie von dem Photographen, dem er geschrieben hat . . . nun ist er wieder hier, seit Wochen, sie weiß es, und sie sind einander nie begegnet, und er ist nicht zu ihr gekommen!

Er kann jetzt heirathen, jetzt muß er sich entscheiden . . . ah, er hats ja schon gethan, er hat sich gegen sie entschieden, sie fühlt es, trotz der Hoffnungen der Mutter. Manchmal hofft sie wohl auch plötzlich; dann aber zuckt es wieder schmerzvoll durch ihre Seele: „Nein, es ist nicht möglich.“

„Nicht möglich mehr.“

Sie fröstelt schauernd zusammen, nimmt das Tuch fester um, erhebt sich sacht und blickt in das kleine Gärtchen hinunter.

Da sieht man über die niedrige Mauer, sieht die Straße mit den nächsten Gaslaternen, von denen die eine ihr Licht auf den großen Aprikosenbaum im Garten wirft. Ein guter, alter Burche das, der jedes Jahr pünktlich seine Last trägt!

Seit zwei Tagen sind die Blüthen aufgesprungen, kaminrothe Blüthen über und über. Das junge Mädchen späht unwillkürlich durch die feucht überhauchten Scheiben, ob sie die Blüthen im Laternenlicht zu erkennen vermag, und sie glaubt, daß sie dieselben sieht.

Dann blickt sie wieder zum Himmel, und der ist stark verschleiert. All die Sterne fort!

„Meinethalben,“ sagt sie. „Es mag immer ein dunkles Ostern werden. Mein Glück ist begraben . . . das weckt kein Ostern auf . . . Ja — ja, es soll begraben sein! Es soll nicht wieder aufwachen! Auch wenn er wirklich noch käme.“

In diesem Augenblicke haßte sie Heinz.

* * *

Die Osterglocken läuteten so feierlich in der Früh, das erste Läuten zur Vormittagskirche. Himmel und Erde sonnig; und vorhin wars auch warm, aber jetzt streicht eine so kalte dicke Luft, eine recht frostige Luft.

Heinz hatte schlecht geschlafen und war dabei, mit einer Morgenpromenade seine Lebensgeister aufzufrischen.

„Paßt auf, es wird gleich schneien!“ rief einer von zwei Leuten, die sich in seiner Nähe begegneten, dem andern zu. Und plötzlich donnerte es ein wenig!

„Das Wetter weiß auch nicht, was es will,“ denkt Heinz fast verächtlich. Er freilich, er weiß genau, was er will. Er weiß zum Beispiel ganz bestimmt, daß er die hübsche Edith einem Würdigeren überlassen wird.

Wahrhaft unheimlich ist das doch, wie gleichgiltig er bei dem Gedanken an sie sein kann! Nicht gerade immer; zum Beispiel im Augenblicke klingt ihm etwas im Ohr, was sie ihm einmal mit ihrer süßen Stimme gesagt hat: „Willst Du mir den Laufpaß geben? Dann muß ich weinen.“ Etwas so Gewöhnliches . . . man muß aber gehört haben, wie sie das sagte: so raffiniert, wie eine kleine geschickte Schauspielerin!

Und sie ist doch gar keine Schauspielerin von Natur, sondern ein klares, munteres, natürliches Mädchen. Eben diese Klarheit ohne Maske und Phrase läßt den Reiz des Weiblichen bei ihr ganz unverkürzt wirken. Im Grunde braucht ein „höherer“ Schulmeister sich keineswegs ihrer zu schämen, wenn er sie heirathet; es giebt genug unbedeutende und dabei viel reizlosere Lehrersfrauen . . .

Aber es ist doch nicht nöthig, Edith zu heirathen! Man kann gleichgiltig werden, wenn man fern von ihr ist; das ist ein sicherer Wink der Natur; thus nicht!

Er ist ja auch entschlossen, es zu unterlassen.

Heinz ist in die Nähe des Hauses gelangt, in welchem Edith wohnt, und der Gedanke reizt ihn, den Weg durch diese Straße — um die Ecke dort — zu wählen. Eine Wolke, ein einzelner grauer Koloss mit blendend weißen Rändern und weißen Ballenhäuptern, schwimmt über ihm, überschattet ihn, und im Augenblick beginnt sie Flocken niederzustauben . . . er thut wohl daran, auf dem kürzesten Wege heimzukehren.

Ein kurzes Befinnen noch, die Flocken vermehren sich, dichter, dichter, es wirbelt und freiselt um ihn mit einem Hauch wie von Gletschern.

Vorwärts, man wird ihn nicht sehen! In dieser beweglichen wirbelnden Verschleierung kann er ruhig am Hause vorüber wandeln.

Er biegt starken Schrittes in die Straße. Wie das lustig weiter schneit! Da ist die Gartenmauer, und er hat Herzklopfen. Ei — vom Garten her pfeift es. Das ist eine Amsel.

Wie das so geht: in diesem Augenblick läßt das Schneetreiben nach, goldiges Sonnenlicht bricht in das Flockenwirbeln. Heinz sieht die Amsel, sie sitzt auf einem Baume.

Auf dem alten Aprikosenbaume!

Vor ihm malt sich plötzlich ein Bild hin mit der Unterschrift: Frühlingsidylle. Ein so süßes Bild, daß man ein Eisklumpen von Gefühllosigkeit sein müßte, um nicht stehen zu bleiben und das Herz aufspringen zu fühlen.

Eine Mauer, darüber aufragend ein alter Aprikosenbaum, um und um blühend wie mit Rosen auf den blattfahlen Zweigen — auf einem der blühenden Zweige die Schwarzamsel mit dem orangegelben Schnabel. Durch den Baum, um die Schwarzamsel her wirbeln lustig die weißen Flocken, und Schwarzamsel pfeift dazu, so hell, so flötenweich, so aus voller, frühlingsfelliger Brust . . .

Dazu Glockenläuten!

Heinz bleibt stehen . . . seine Brust ist in Aufruhr, und das steigert sich — nicht zu beschreiben. Ein Sturm von Liebe und Glückseligkeit durchtobt sein Inneres; er kehrt das Unterste zu oberst, es ist an keinen Widerstand zu denken! Da ist ein Baum, drin jubelt die Liebe: Die Flocken stauben, aber ich bin Sieger; der Frost umhaucht mich, aber die selige Brautzeit ist da; was da läutet, sind Auferstehungsglocken, ich weiß es . . . ich weiß es . . . denn der alte Aprikosenbaum blüht. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden! Was ist so süß wie ich?

Heinz wirds weich ums Herz. Was bin ich für ein Narr! Ich liebe sie nicht mehr? Ich? Da oben sitzt sie vielleicht am flossenverschneiten Fenster und schaut nach mir aus, mit dem blassen zarten Mädchengesicht, mit den großen dunklen Augen und dem süßen Munde . . .

Weil es in mir winterte, habe ich den Frühling aus meiner Rechnung gestrichen? Als ob es kein Ostern gäbe!

O, ich überfluger Narr — ich liebe sie nicht mehr?

Er stürmt vorwärts, um das Haus herum, er reißt die Thür auf — kaum nimmt er sich Zeit, den Schnee vom Ueberrock zu schütteln. Auf der Treppe begegnet ihm der Musikus, die frischgeputzte Posaune im Ueberzug unter dem Arm. Er sieht Heinz mit großen Augen an, finster und fragend . . .

„Ich muß zu Edith, Herr Sonnemann . . .“

Heinz ist vorüber, und der andere bleibt murrend stehen, zaudernd und mit sich kämpfend; aber er muß ja fort, es ist hohe Zeit, daß er sich in die Kirche versügt. Das Amt geht vor, er ist im Orchester unentbehrlich.

Heinz klingelt oben — die Mutter öffnet. „Ach, Herr Lausing . . .“

„Ich muß zu Edith — sie ist drinnen, nicht?“

Er wartet gar keine Antwort ab. In der Stube ist Edith aufgesprungen vom Fenster, sie hat seine Stimme gehört. Sie will nicht flüchten, sie haßt ihn plötzlich nicht mehr, ein Frühlingsrausch überfliegt sie, durchschüttelt sie . . .

„Edith, Edith“ . . . „Heinz“ . . . er hat die Arme ausgebreitet und sie auch, und nun schluchzen sie beide und ihre Thränen fließen ineinander.

„Sprich nichts — gar nichts,“ haucht sie, „ich will nicht wissen, wie es gekommen . . .“

„Edith, unten auf dem Aprikosenbaum, mitten im Flockentreiben, sang die Amsel,“ stammelt er. „Ich war todt, und nun bin ich auferstanden.“

Die Glocken läuten nicht mehr. Es ist still um sie, die Sonne scheint ins Fenster, und in der Thür steht schweigend die Mutter.

* * *

„Onkel,“ sagt Doktor Heinz Lausing, „entschuldige, daß ich so spät komme. Weißt Du, wo ich war?“

„Wo es fidel war, denn Du siehst höchst vergnügt aus. Oder etwa in der Kirche? Du hast nebenbei so etwas Frommes an Dir.“

„Beinahe,“ sagt Heinz. „Ich war bei Edith, und nun kannst Du mich hinauswerfen, wenn Du Lust hast.“

Ein kurzer Blick mitleidigen Entsetzens. „Unglaublich, aber wahr!“ bringt endlich der so über alle Möglichkeit hinaus Enttäuschte langsam hervor. „Und gestern ganz auf der Höhe! Na, da liegt wirklich Charakter drin. Sag mal: Du bist wohl sehr zugänglich für Witterungseinflüsse?“

Heinz ist doch etwas pikirt über die boshafte Stimmung des Onkels: seine Antwort klingt gereizt.

„Na, soviel weiß ich, mein Junge, in meinem ganzen Leben rathe ich keinem Menschen unter fünfunddreißig Jahren wieder zur Vernunft . . . hm, hm, also verlobt . . . Heinz, offen und ehrlich gesagt: fühlst Du Dich jetzt glücklich, bist Du durchdrungen davon?“

„Unbeschreiblich.“

„Glaubst Du, daß dies Glück anhalten wird in der Ehe? Ich denke, Du hattest alles Gefühl für das Mädchen verloren, seit Du es nicht mehr zur Hand gehabt? Und das war Dir doch ein Beweis, daß Deine Liebe nicht echt war?“

„Onkel, zu Ostern stehen die Todten auf! — Nein, ich will anders reden; ich weiß es jetzt: ich habe von der Liebe etwas verlangt, was man nicht von ihr verlangen kann. Es ist naturwidrig, zu fordern, daß ein leidenschaftlich gesteigertes Empfinden sich ohne Anregung von selbst auf der Höhe halten soll. Ein jedes Feuer erlischt, wenn ihm alle Nahrung verweigert wird. Und das habe ich grundsätzlich gethan, habe selbst meiner Phantasie verboten, Holz zuzutragen. Ich habe nicht meine Liebe auf die Probe gestellt — ich habe sie systematisch umzubringen versucht!“

„Das scheint Dir aber richtig mißlungen zu sein. Also Du glaubst, sie wird Dich dauernd glücklich machen, diese Edith?“

„Ja — ja — ja!“

Der Onkel wanderte dreimal auf und ab; endlich blieb er mit eingeknicktem Auge vor Heinz stehen und legte ihm gemüthlich die Hand auf die Schulter.

„Ja? — Na dann sollst Du meinen Segen, und Deine Braut eine anständige Aussteuer haben.“

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Gut, gut,“ sagte Stanley, „meine Aussage gegen ihn wird nicht viel gelten, aber die meiner Frau, und sie hat die Macht, ihn zu treffen.“

Das war eine erfreuliche Neuigkeit für Robert, er beherrschte jedoch seine Freude. „Ich habe mir immer gedacht“, sagte er, „daß Saint Alban der Mann war. Aber was veranlaßte ihn,

Sie und Ihre Frau gegen mich zu hegen? Ich habe ihm niemals Böses gethan.“

„Können Sie das nicht errathen?“ sagte der Sträfling, „Ich bin gleich darauf verfallen, als er zu mir kam und sagte: Jacob, es ist ein Vermögen zu gewinnen, und Du mußt mir dazu verhelfen.“

„Ich habe einen Verdacht“, erwiderte Power, „aber ich möchte die Wahrheit von Ihnen selbst hören.“

„Nun, es handelte sich um seinen Freund, den reichen Menschen, mit dem er so eng befreundet war, und dessen Wittwe er später heirathete!“

„Sie meinen Mister Gallo?“

„Richtig! Aber Sie waren im Wege und ich und meine Frau sollten Sie beseitigen.“

„Ich war im Wege?“

„Ja, es ist eine schändliche Geschichte!“ flüsterte der Sträfling, „der Reiche starb sehr plötzlich, nachdem Sie fort waren.“

„Woran starb er? Haben Sie gehört, wie man seine Krankheit genannt hat?“ fragte Robert, in kalten Schweiß ausbrechend, bei der Bestätigung seines schwärzesten Verdachtes.

„Unterleibsentzündung nannte man es. Es befahl ihn eines Tages plötzlich; am nächsten Tage war er todt.“

„Richtig, das war das Arsenik“, murmelte Robert vor sich hin. „Was für ein Dummkopf war ich doch, daß ich nicht gleich von Anfang an daran dachte. Wer hat ihn behandelt, als er krank war?“ fragte er.

„Der alte Arzt — derselbe, bei dem Sie gewesen waren.“

„Doktor Merritt. Und hatte dieser keinen Verdacht?“

„Nicht im Geringsten, er fand Alles in Ordnung. Der Todtenschein wurde ausgestellt, die Beerdigung fand statt, Alles in Ordnung, wie ein Uhrwerk! Aber ich kannte Charley und erinnerte mich daran, was er von uns verlangt hatte. Ich mußte Alles besser!“

Robert Power hörte mit klopfendem Herzen zu und verfiel in Nachdenken. Alles war so klar wie der Tag. Hundert kleine Einzelheiten, welchen er kein Gewicht beigelegt hatte, fielen ihm jetzt wieder ein. Saint Albans häufige Besuche in Mr. Gallos Haus, seine heuchlerische Freundschaft für denselben, während er im Geheimen jenen verhängnißvollen Einfluß auf die Frau gewann, die sich von diesem Anbeter mit der sanften Stimme, der glatten Zunge und dem hübschen, dunklen Gesicht bethören ließ, die lügnerrische Sorgfalt, mit welcher er in Gegenwart von Fremden seine Pläne zu verhüllen mußte, indem er hingebende Freundschaft für den Mann zeigte und sich der Frau gegenüber auf die gewöhnlichste Höflichkeit beschränkte.

Und hatte Robert Power nicht schon eine genügende Erklärung für jene That, auf welche Stanley hinwies? Mister Gallo war plötzlich an Unterleibsentzündung gestorben. Die Symptome waren die einer Arsenikvergiftung, und gerade über die Wirkung des Arseniks hatte Saint Alban sich mehrfach bei Power erkundigt. Mr. Gallo war ein kräftiger Mann, er litt an der Gicht, aber im Uebrigen waren seine Gesundheit und seine Körperbeschaffenheit tadellos; er gehörte nicht zu den Personen, von denen man hätte glauben können, daß sie in wenigen Stunden sterben.

Robert hatte als Gallos Hausarzt keine Besorgniß für ihn gehabt und gethan, was für sein besonderes Uebel nöthig war, ohne für seine allgemeine Gesundheit Besürchtungen zu hegen. Einem Arzt, der keinen Verdacht hegte, konnte es wohl entgehen, daß bei dem Tode Arsenik eine Rolle gespielt hatte. Es war nur natürlich, daß der Abenteuerer bei Ausführung seiner Pläne die Anwesenheit Roberts in Manchester fürchten mußte und ihn zu entfernen wünschte. Robert, als Mr. Gallos Hausarzt, hätte leicht argwöhnisch werden können, Doktor Merritt dagegen kannte Mr. Gallo sehr wenig und konnte ohne Schwierigkeit getäuscht werden. Der schlaue angelegte Plan, welcher die Laufbahn des jungen Arztes vernichtete, war jetzt vollkommen klar zu durchschauen. „Welch' gewissenloser Schurke!“ dachte Robert.

Aber er hatte noch andere Fragen zu stellen.

„Wie trafen Sie mit diesem Saint Alban zusammen?“ fragte er.

„Es war in Manchester, am weißen Montag“, antwortete der Zigeuner, eine Bande der Unsrigen war zu einem Wettrennen gekommen, um zu sehen, ob wir nicht bei dieser Gelegenheit etwas erwischen könnten. Ich ging umher und sah nach den Schaubuden, als ein vornehmer Herr vorbeiging und mich scharf ansah. Dann flüsterte er mir leise zu: kosch tobak. Das sind Worte aus der Zigeunersprache, und andere folgten nach. Ich mußte sogleich, daß er einer von den Unsrigen war. Nun, wir kamen ins Gespräch, und ich fand, daß er zu unserm Stamm gehörte, und daß sein Vater der alte Horser war, welcher vor dreißig Jahren an den Pocken gestorben ist. Jetzt

erinnerte ich mich des Herrn wieder, denn es fand sich, daß wir als Kinder mit einander gespielt hatten.“

Diese Erinnerungen schienen den Sträfling so aufzuregen, daß er große Schwierigkeit hatte, sich des Gebrauchs seiner Nationalsprache zu enthalten.

„Darauf“, fuhr er fort, „sprachen wir lange Zeit, ich erzählte ihm, wie schlecht es mir gehe, wie ich krank geworden sei und mit der Polizei Unglück habe. Er schien aber in glücklichen Umständen zu sein, gab mir auch etwas Geld und versprach, mich wieder zu treffen.“

„Er hielt natürlich sein Versprechen?“ fragte Robert.

„Gewiß!“ erwiderte Stanley. „Ich glaube nicht, daß er damals in Bezug auf mich böse Pläne im Kopfe hatte. Was er für mich that, that er aus freiem Willen. Er mußte eine Stelle als Portier und fragte mich, ob ich sie übernehmen wolle. Ich war im Gefängniß gewesen und noch schwach von meiner Krankheit, deshalb griff ich zu. Ich kam nach Manchester, bald darauf lernte ich Beß kennen, heirathete sie und den Rest wissen Sie.“

Robert zweifelte nicht daran, daß Stanleys Aussagen der Wahrheit entsprächen. Stanley schien der Meinung zu sein, daß Saint Alban, als er ihn unter seinen Schutz nahm, zunächst aus Mitleid und Gutmüthigkeit gehandelt habe. Das mochte so sein. Robert wußte bereits, daß auch der Schlechteste gelegentlich eines guten Antriebs fähig ist.

Vielleicht hatte Saint Alban Mitleid für seinen früheren Spielfameraden gefühlt, und da er im Stande war, ihm mit einigen Worten zu helfen, hatte er dies gethan. Dennoch war es klar, daß er es späterhin verstanden hatte, den Zigeuner für sich nutzbar zu machen und für seine Wohlthaten sich mit Zinsen bezahlt zu machen.

„Wie kam es, daß Sie wieder in Schwierigkeiten geriethen?“ fragte er nach einer Weile.

„Das kam von dem üppigen Leben“, erwiderte Stanley finster. „Er bezahlte nicht schlecht für unsere Dienste, aber ich wurde dadurch von der Arbeit abgezogen, die alten Gefühle erwachten wieder, ich traf mit meinen früheren Genossen zusammen, verlor meine Stellung wegen Vernachlässigung meiner Pflichten, und da ich wünschte, daß Beß wie eine feine Dame aussehen sollte, fiel ich der Polizei in die Hände und wurde hierher gesandt. Ich war es nicht, der den Waldbhüter erschossen hat, aber ich war mit dabei, und das war genug. Als ich ins Gefängniß kam, versprach Charley, daß er für Beß sorgen werde, und er hat sein Wort nicht gehalten.“

„Aber ich werde das meinige halten“, erwiderte Robert.

„Wenn Sie mir gegenüber thun, was Recht ist, dann soll Ihre Frau nicht Mangel leiden.“

„Ich werde es thun“, sagte der Sträfling, „Beß hat einen Brief von ihm und ich sagte ihr, sie solle ihn sorgfältig aufbewahren, denn es ist ein Beweis, daß er die Hand in der Sache gehabt hat. Aber Sie werden einen feierlichen Eid leisten, daß ihr nichts geschehen soll, wenn sie das eingesteht? Sie war immer dagegen, aber ich zwang sie dazu, das arme Ding hätte Alles gethan, aus Liebe zu mir.“

„Darauf habe ich mein Wort gegeben, und Sie können mir glauben. Aber jetzt ist es spät, und ich muß gehen. Wollen Sie morgen diese Geschichte, die Sie mir erzählt haben, in Gegenwart des Gefängnißdirektors wiederholen?“

„Des Gefängnißdirektors?“ rief Stanley entsetzt.

„Ja, ja, Sie müssen ihm Ihre Angabe machen, das ist nothwendig.“

„Ich glaube nicht, daß ich mich dazu entschließen könnte“, murmelte der Sträfling.

Robert zuckte mit den Achseln. „Ich sehe, ich habe mich in Ihnen geirrt“, sagte er. „Nun es ist gut, dann schweigen Sie, wie bisher. Aber mit unserem Handel ist es aus, erinnern Sie sich daran.“

Der Zigeuner drückte den Brief, den er von seiner Frau erhalten hatte, an die Brust und stöhnte.

„Könnte denn nicht Sie das Alles machen? Ich werde ihr eine Botschaft senden, welche Sie veranlassen wird, die reine Wahrheit auszusagen.“

Robert schüttelte den Kopf. „Das genügt nicht“, erwiderte er fest. „Die Sache muß erst von Ihnen ausgehen; Ihre Frau kann Ihre Angaben nachher unterstützen und ihre Beweise anbringen, aber Sie müssen zuerst sprechen.“

„Ich glaube nicht, daß ich dazu im Stande bin“, sagte Stanley zaghaft.

„Es soll Ihnen nichts geschehen“, sagte Robert. „Ich verspreche Ihnen, daß Sie keine Unannehmlichkeiten haben werden. Diefem Schurken find Sie nichts ſchuldig, er hat Sie ebenſo betrogen, wie er andere betrog. Aber Sie müſſen ja oder nein ſagen, ich habe keine Zeit mehr, alſo überlegen Sie ſich die Sache ſorgfältig.“

Der Gedanke an den Verrath an ſeinem unglücklichen Weibe brachte Stanley zum Entſchluß.

„Gut, es ſoll morgen geſchehen“, ſagte er, „Beß ſoll ſich nicht zu Tode arbeiten oder verhungern! Sie werden Ihr Wort halten, nicht wahr? Laſſen Sie mich Ihr Geſicht ſehen, dort beim Licht — ja, ich glaube, ich kann Ihnen trauen: Wenn meine Ausſage Ihnen nützen kann, ſo werde ich ſie machen.“

Die Stille und Ruhe der Nacht ſenkte ſich bald nachher auf das düſtere Gefängniß herab, doch Keiner war ſo ruhelos in dieſer Nacht, als der Gefängnißwärter Robert Power, in deſſen Träume ſich die ſchönſten Zukunftsbilder miſchten, während der Sträfling Nr. 37542 ſtöhnend den Brief ſeiner Frau an ſich drückte.

30.

Sir John Hunter, Herr Duvivier und der Detektive Tom Bruſel gelangten ohne Aufenthalt oder Abenteuer von London nach Folkeſtone, nach Boulogne und nach Paris. Dort blieben ſie über Nacht, weil es zu ſpät war, um an demſelben Tage nach Tours weiter zu reiſen, und außerdem, weil die Reiſenden Erholung nöthig hatten.

Früh am Morgen waren ſie jedoch wieder auf, und nach wenigen Stunden führte ſie der Zug dem fernen Tours zu, das in einem lachenden prächtigen Thale liegt, durch ſeine alte gothiſche Kathedrale, ſeine großen Seidenfabriken, ſeinen ſchönen Fluß und durch noch viele andere Dinge berühmt iſt, die mit dieſer Geſchichte nichts zu thun haben.

Das Erſte, was Monsieur Duvivier in Geſellſchaft ſeiner Begleiter that, war, daß er ſich nach dem Rathhaus begab, um dort Erkundigungen einzuziehen. Er brauchte ſich nur der Stadtbehörde vorzuſtellen, um mit großer Höflichkeit empfangen zu werden.

Bertin, der Vater der hübschen, jungen Frau, welche Duvivier als Madame Courtin gekannt und welche ſo rührend für ihren Mann gebeten hatte, war vor Kurzem geſtorben. Dies wußte Duvivier, denn Bertin war ein Geſchäftsfreund von Duvivier geweſen und ſein Tod war ihm nach Rouen gemeldet worden.

Auf dem Rathhauſe wurde zunächſt feſtgeſtellt, daß das Geſchäft des verſtorbenen Bertin jetzt den Namen Ferron trug. Ein Herr Ferron hatte die ältere der beiden Töchter Bertins geheirathet, und da keine Söhne vorhanden waren, wurde er der Nachfolger im Geſchäft. Letzteres wurde noch in demſelben Laden gegenüber der Kathedrale betrieben, nur die Veränderung im Namen war eingetreten.

Nach dieſem Hauſe in der Nähe der Kathedrale lenkten daher die Fremden ihre Schritte. Hier mußten ſie eine Antwort auf ihre Nachforſchungen erhalten. Von außen hatten das Haus und das Geſchäft ein gedeihliches Ausſehen. Duvivier, ein erfahrener Kenner in ſolchen Sachen, betrachtete es mit beifälligem Ernſt, Alles ſah ſauber und ſolide aus, augenſcheinlich wurde es von jungen Leuten geleitet, denen Fleiß und Energie nicht fehlten.

Es war eine ſtille Tageszeit und in dem Laden befanden ſich keine Kunden. Madame Ferron ſaß am Zahltiſch. Sie war eine hübsche Frau von ſieben- oder achtundzwanzig Jahren, mit einem niedlichen, freundlichen Geſicht und glühenden dunklen Augen.

Das Erſcheinen der drei Fremden verſetzte ſie in begreifliches Erſtaunen. Der impoſante Sir John, vom Kopf bis zu Füßen ein echter, engliſcher Landadelmann, war keine alltägliche Erſcheinung, ebenſowenig Mr. Bruſel mit ſeiner langen Naſe und ſeinen buſchigen Augenbrauen. Duvivier jedoch mit ſeinem Schnurr- und Kinnbart und dem rothen Bande im Knopfloch war ohne Zweifel ein Franzoſe. Zuvorkommend fragte Madame Ferron nach den Wünſchen der Herren.

Monsieur Duvivier, mit dem Hute in der Hand, übernahm es, die Unterhaltung ernſt, aber höflich einzuleiten.

„Wir ſind in einer etwas delikaten Veranlaſſung hier, Madame“, begann er, „es wäre vielleicht beſſer, wenn wir perſönlich mit Ihrem Gemahl, Herrn Ferron, ſprechen könnten.“

Ein Blick des Erſtaunens folgte dieſen Worten.

Welche Täuſchung für die Herren! Monsieur Ferron war unglücklicherweiſe abweſend und wurde vor Ablauf einiger Tage nicht zurück erwartet. Madame Ferron erfreute ſich jedoch des vollen Vertrauens ihres Gatten und fragte daher, ob ſie nicht ſeine Stelle einnehmen könne.

„Gewiß!“ erwiderte der frühere Bürgermeister mit ſeiner ernſten Höflichkeit, „nur um Ihnen vielleicht einen Schmerz zu erſparen, haben wir nach Monsieur Ferron gefragt.“

„Einen Schmerz?“ rief Frau Ferron erregt aus. „Mein Gott, ſollte Alcide etwas zugeſtoßen ſein? O, nein, wie fürchtſam bin ich doch, dann hätten Sie nicht nach meinem Manne gefragt?“

„Erregen Sie ſich nicht“, fuhr Monsieur Duvivier fort, „wir bringen keine ſchlimmen Nachrichten über Monsieur Ferron. Wir haben vielleicht überhaupt keine ſchlimmen Neuigkeiten, ich fragte nur aus Rückſicht, und weil wir nicht wünſchen, Sie unnöthigerweiſe aufzuregen.“

„Um was handelt es ſich denn?“ fragte die Franzöſin, noch immer verwundert, und blickte bald Duvivier, bald den Baron und den Detektive an.

„Wir haben wenige, einfache Fragen zu ſtellen“, ſagte der Bürgermeister. „Wollen Sie die Güte haben, Madame, ſie zu beantworten? Sie betreffen Ihre Familie, vor Allem aber muß ich Ihnen ſagen, daß wir nicht aus leerer Neugierde gekommen ſind. Erlauben Sie mir, zuerſt mich vorzuſtellen. Ich bin Monsieur Emile Duvivier, Kaufmann in Rouen. Mein Name iſt Ihnen vielleicht nicht unbekannt. Ihr Herr Vater, Monsieur Bertin, der mich mit ſeiner Freundschaft und ſeinem Vertrauen beehrte, hat ihn vielleicht zuweilen erwähnt.“

„Gewiß“, erwiderte Madame Ferron mit liebenswürdigem Lächeln. „Ihr Name iſt mir ſehr wohl bekannt, er ſteht auch in unſeren Geſchäftsbüchern. Erſt neulich hat Alcide davon geſprochen, die Beziehungen mit Ihrer werthen Firma, welche durch den Tod meines Vaters unterbrochen wurden, wieder aufzunehmen.“

Der Bürgermeister verbeugte ſich.

„Ich werde ſtolz auf dieſe Ehre ſein“, ſagte er. „Dieſe Herren“, fuhr er fort, „ſind Engländer, wie Sie ohne Zweifel bemerken. Sir John Hunter, aus den Kreiſen der vornehmen Welt“, fügte er vertraulich hinzu, „und Miſter Bruſel, ſein und mein Freund.“

Madame Ferron verbeugte ſich tief. Die Erwähnung der hohen Stellung des Barons hatte Eindruck gemacht.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte ſie.

„Wir ſind von England herüber gekommen“, fuhr Monsieur Duvivier fort, „um einige Fragen an Sie zu richten; Sie können daraus auf die Wichtigkeit ſchließen, welche wir den Antworten beilegen, die Sie uns geben können.“

„Seien Sie überzeugt, daß ich mit Vergnügen thun werde, was ich kann“, erwiderte Frau Ferron, welche ahnte, daß ein wichtiger Zweck die Fremden hierher geführt haben mußte.

„Die Nachforſchungen, welche wir mit Ihrer freundlichen Hilfe anſtellen wollen, beziehen ſich auf Ihre Frau Schweſter, Madame Courtin — denn ſo heißt doch Ihre Schweſter, nicht wahr?“

„Madame Courtin? Allerdings!“ erwiderte Frau Ferron verwundert.

„Iſt — iſt Madame Courtin noch . . . am Leben?“ fragte Duvivier zögernd.

„Am Leben?“ rief Madame Ferron, „Madelaine am Leben? Gewiß!“

Ganz mit dieſer Frage beſchäftigt, hatte die Franzöſin den eigenthümlichen Eindruck nicht bemerkt, welchen der Name Madelaine, ſowie ihre Antwort auf Duvivier und ſeine Begleiter hervorbrachte. Der Bürgermeister war bleich geworden, Sir John ging ruhelos hin und her und ſelbſt Mr. Bruſel zeigte einige Anzeichen von Erregung.

„Sie wiſſen beſtimmt, daß ſie am Leben iſt . . . und geſund?“ fuhr Duvivier fort.

„Ja“, erwiderte Madame Ferron mit wachſendem Erſtaunen, „aber warum fragen Sie danach?“

„Entſchuldigen Sie, wenn ich Ihnen eine andere Frage ſtelle, anſtatt die Ihrige zu beantworten“, ſagte Duvivier. „Ihre

Frau Schwester, Madame Courtin, sagen Sie, ist am Leben und gesund. Befindet Sie sich gegenwärtig in Tours?"

Madame Ferron blickte auf.

"Nein, mein Herr, sie ist nicht in Tours, sie hat uns vor einiger Zeit verlassen", fügte die Dame hinzu, als ob es ihr widerspreche, von Familienangelegenheiten mit Fremden zu sprechen, welche die Veranlassung zu ihren Fragen noch nicht genügend erklärt hatten.

"Wenn Sie nicht in Tours ist, befindet sich Madame Courtin dann noch in Frankreich?" fragte Duvivier beharrlich.

"Warum interessiren Sie sich so sehr für Madelaine?" sagte Madame Ferron. "Diese Herren, Ihre Freunde, kommen von England, wie Sie sagen, was haben Sie und dieselben mit meiner Schwester zu thun?"

"Ich bedauere sehr, daß ich mich für den Augenblick nicht besser erklären kann, Madame", sagte Duvivier, äußerst bewegt, "ich muß Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen. Ich bin ein alter Mann — alt genug, um Ihr Vater zu sein, und ich bin Ihr Landsmann. Glauben Sie mir, daß meine Beweggründe ehrlich sind; wir sind nicht Leute, welche sich aus Neugierde in die Angelegenheiten Anderer mischen."

Der Ernst des alten Franzosen verfehlte seine Wirkung nicht. Madame Ferrons Verdacht schwand etwas und sie milderte ihre kampfbereite Haltung.

"Ich kann nicht an Ihnen zweifeln", sagte sie, "als Freund meines Vaters würden Sie nicht so grausam und unehrenhaft sein, uns auszuspioniren. Ich will Ihre Frage beantworten, Madeleine ist gegenwärtig in England —"

"Ah, in England! Haben Sie Nachrichten von ihr?" rief Duvivier.

"Gewiß. Madeleine war immer eine tüchtige Brieffschreiberin."

"Und wann erhielten Sie die letzte Nachricht von ihr?"

"Erst gestern", erwiderte Madame Ferron mit vollkommener Ruhe.

Der Baron, der Detektive und Duvivier zeigten das höchste Erstaunen.

"Gestern?" riefen sie aus.

"Gewiß, gestern!" wiederholte Madame Ferron und sah die Fremden erstaunt an.

Sie hatte keine Ahnung von der Aufregung, welche diese unerwartete Antwort bei ihren Besuchern hervorrief. Während der Reise von London nach Frankreich war die Geschichte jenes Courtin, den Duvivier kannte, eifrig besprochen worden. Als Brusel Näheres über die militärischen Erlebnisse des Bürgermeisters erfuhr, theilte er natürlich sofort die Ueberzeugung, daß Courtin und Saint Alban dieselbe Person seien.

Er hatte einige Kenntniß über Zigeuner und Zigeunerleben, und als er die Abstammung Saint Albans erfuhr, sprach er die feste Ueberzeugung aus, daß Courtin oder Saint Alban in Wirklichkeit mit den Zigeunern an der Loire verbündet gewesen und nach seiner Ergreifung nur durch seine ungewöhnliche Gewandtheit und List entkommen war; Monsieur Duvivier hatte sich augenscheinlich täuschen lassen.

Mister Brusel war zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß sie nach Befragung der Madame Ferron aller Wahrscheinlichkeit nach dem Geheimniß von Sandbank auf den Grund kommen würden, und daß Saint Albans französische Frau das Opfer gewesen sei. Als jetzt in ihrer Gegenwart Madame Ferron den Namen Madeleine als den ihrer Schwester genannt hatte, verwandelte sich die Vermuthung in Gewißheit, denn die Ermordete hieß Madeleine.

Ihre Enttäuschung aber, als sie nun hörten, daß noch am gestrigen Tage Nachricht von Madeleine eingetroffen sei, war kaum zu beschreiben.

"Sie haben gestern von Madame Courtin Nachricht erhalten?" rief Duvivier, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. "Sie haben in der That gestern einen Brief von ihr erhalten?"

"Nein, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, daß ich über sie Nachricht erhalten habe."

"Von wem erhielten Sie diese Mittheilung?" fragte Duvivier gespannt.

Madame Ferron zögerte. "Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, aber ich halte mich nicht für berechtigt, diese Frage zu beantworten."

"Ich bitte, Madame, die Sache ist zu ernst, um Redensarten abzuwägen", sagte der alte Franzose ungestüm, nachdem er einen

sprechenden Blick mit seinen Begleitern gewechselt hatte. "Ich und meine Freunde hier haben Grund zu glauben, daß Sie in Bezug auf Ihre Frau Schwester grausam getäuscht worden sind. Beantworten Sie diese Frage, ich bitte Sie ernstlich darum. Wie lange ist es her, daß Sie von Madame Courtin selbst einen Brief erhalten haben?"

Madame Ferron blickte erschreckt auf.

"Es ist — es ist viele Tage her, seit Madelaine mir selbst geschrieben hat."

"Das wußte ich!" rief Duvivier. "Mein armes Kind, bereiten Sie sich auf eine ernste Mittheilung vor. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, sind Sie grausam getäuscht worden."

"Getäuscht? Was ist Madelaine zugestoßen? O, sagen Sie mir es, mein Herr, ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht in solcher Spannung."

"Ihre Schwester ist todt!" murmelte Duvivier heiser.

"Todt? Ich kann es nicht glauben!"

"Sie ist ermordet worden."

Madame Ferron legte die Hände auf die Brust und stöhnte.

"Was sagen Sie, mein Herr? Es ist nicht möglich! Gewiß, Sie irren sich! Madelaine ist am Leben und wohl und glücklich, ihr Mann, welcher jetzt bei Alcide ist, hat es mir gesagt."

In diesem Augenblick trat Mister Brusel langsam und feierlich vor.

"Ich habe etwas hier", sagte er, und zog aus seiner Brusttasche ein Papier, daß er entfaltete, "was allen Zweifel lösen wird. Haben Sie Muth, Madame! Seien Sie stark! Sie werden vielleicht alle Ihre Kraft nöthig haben. Sehen Sie hier! Erkennen Sie darin Ihre Schwester?"

Der Detektive hatte eine Photographie der schönen, jungen Frau mitgebracht, welche in der Villa Rob-Roy ermordet worden war. Diese Photographie war bald nach ihrem Tod angefertigt worden und Mister Brusel hatte ein Bild erhalten, das er beständig bei sich trug. Es war ein vortrefflich gelungenes Bild der Ermordeten, wie sie auf ihrem Bett gefunden worden war, mit losen Haaren und weit aufgerissenen Augen; schwarze Streifen bezeichneten die Wunden auf der linken Seite des Halses, düster erschien die Wand, von welcher die Gestalt und das Gesicht der Ermordeten sich lebhaft abhoben.

Madame Ferron starrte das Bild an.

"Es ist Madeleine, meine Schwester!" schrie sie auf und fiel bewußtlos in Duviviers Arme, der ihr rasch näher getreten war.

31.

Als Madame Ferron sich erholt hatte, brach sie in heftiges Weinen aus, dann aber ergriff sie plötzlich eine Wuth, ein Durst nach Rache.

"Das Ungeheuer!" rief sie, "das grausame, abscheuliche Ungeheuer! O, meine arme Madeleine, meine arme, arme Schwester, Du sollst gerächt werden!"

"Wir sind gekommen, um Ihnen dabei zu helfen, mein unglückliches Kind," sagte Duvivier, "er soll der Gerechtigkeit nicht entgehen."

"Ah, und jetzt ist er mit Alcide zusammen," sagte Madame Ferron mit einem Schauder, "ich zittere bei dem bloßen Gedanken."

"Seien Sie unbesorgt um die Sicherheit Ihres Mannes! Jener Glende wird nichts gegen ihn unternehmen, dazu hat er zum Glück keinen Grund. Beruhigen Sie sich und leihen Sie uns Ihre Unterstützung! Es ist wichtig, daß wir Alles wissen, was vorgefallen ist."

"Ich bin bereit, zu sprechen," sagte Madame Ferron. "Madelaine muß gerächt werden, das ist Alles, was ich verlange!"

"Von welchem Tage war der letzte Brief, den Sie von Ihrer Schwester erhielten, datirt?" fragte Duvivier.

"Ich habe alle die Briefe von ihr oben," erwiderte Madame Ferron, "kommen Sie mit mir, Sie sollen sie sehen."

Sie ließ den Laden unter der Obhut einer Dienerin und führte ihre Besucher in einen kleinen Salon im ersten Stock, dessen Fenster auf die Straße gingen und einen prächtigen Anblick der alten Cathedrale boten. Dann nahm sie aus einem Schrank ein Paquet Briefe.

"Hier sind sie alle," sagte sie, "Ich habe keine Geheimnisse mehr vor Ihnen, Sie und diese Herren müssen sie lesen."

Die Herren setzten sich, und Duvivier übernahm es, die Briefe der Ermordeten laut vorzulesen.

Sie waren in zärtlichem Tone geschrieben, wie das zwischen Schwestern natürlich ist, welche sich ihre geheimsten Gedanken, ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilen.

Der erste Brief war datirt vom Charing-Cross-Hotel in London, den 17. Oktober. Er war kurz:

„Ich bin wohlbehalten angekommen, meine liebste Marianne, und fester, als je in meinem Entschluß. Du kennst besser als irgend Jemand meinen Geisteszustand, seitdem Monsieur Noquette uns mitgetheilt hat, er habe Charles in London gesehen. Monsieur Noquette kann sich nicht getäuscht haben, er kennt Charles zu genau. Es ist schade, daß er weiter

nichts hatte erfahren können, als daß Charles den Namen angenommen hat, welchen er, wie Du weißt, getragen hat, ehe er sich als Franzose naturalisiren ließ. Aber als Saint Alban werde ich ihn finden, es ist mein Schicksal, ich fühle es, mit diesem Manne noch einmal zusammenzutreffen, der mich so grausam verlassen hat. Das ungeheure London erschreckt mich, aber ich habe Muth. Das wenige Englisch, das ich in früheren, glücklicheren Tagen gelernt hatte, um Charles zu gefallen, hat mir wundervoll geholfen. Vete für mich, theuerste Schwester! Du bist so glücklich mit Deinem guten Alcide, und ich so elend!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Ei.

Von Viktor Palm.

(Nachdruck verboten.)

In der gesammten Osterzeit spielt das Ei sowohl symbolisch als auch kulinarisch eine nicht geringe Rolle. Wir beschenken unsere Kleinen mit jenen schmucken Gebilden, welche der Zuckerbäcker überaus kunstgerecht aus allerhand leckeren Stoffen herzustellen versteht, und sie würden ganz bestimmt der echten Osterfreude verlustig gehen, wenn man ihnen diese gewohnte Spende in den Festestagen vorenthielte. Ebenso fehlt heute das wirkliche Ei, wie es Frau Henne unter lustigem Gekacker legt, auf keinem Tisch, sei es bunt bemalt und mit allerhand Sprüchen versehen als Pierrath, oder aber um als schmackhafte Nahrung den Gaumen zu erfreuen. Wie die grüne, lichtgeschmückte Tanne zu den Weihnachtsen, wie die Maienzweige zu den Pfingsten, so gehört das Ei, in welcher Gestalt es auch sein mag, zu den Ostern. Man hat lange gegrübelt, um diesen auf den ersten Augenblick wenig ersichtlichen Zusammenhang zu ergründen. Nachgerade liegt er doch so klar auf der Hand, daß man sich vielmehr darüber wundern muß, daß seine Wahrheit von überflügten Forschern noch immer angezweifelt werden kann. Ostern, das Fest der altgermanischen Göttin Ostera, ist doch nach dem Glauben unserer Vorfahren dasjenige des Frühlings. Konnte man ein passenderes Symbol für dasselbe wählen als das Ei, das Zeichen des erwachenden gesieberten Lebens im gesammten weiten Reiche der Natur! Das Christenthum aber hatte keinen Grund, sich gegen diese Gepflogenheit aufzulehnen, zumal die frommen Männer, welche den neuen Glauben in den germanischen Gauen verkündeten, bald genug herausfanden, daß das Ei zu keiner Zeit besser munde, als eben jetzt, wo es von der Henne am liebsten und fleißigsten gelegt wird.

Sobald übrigens die ersten Anzeichen des nahenden Frühlings bemerkbar sind, regt sich auch bei der Henne die Legefreudigkeit. Diese wird natürlich in demselben Maße entschiedener zu Tage treten, wie jene jünger ist und sich einer besseren Pflege erfreuen darf. Von einer alten Henne erhoffe man keine erkleckliche Anzahl von Eiern; sie gehört in den Suppentopf, in welchem sie dafür Dienste leistet, durch welche der Gaumen auch des begehrlichsten Feinschmeckers durchaus befriedigt wird. Um so fleißiger giebt sich ein junges, gut gehaltenes Huhn dem Legegeschäft hin; es ist absolut keine Seltenheit, daß die Zahl der Eier, welche man einem solchen zu danken hat, das erste Hundert weit übersteigt und sogar bis über die Hälfte des nächsten hinauskommt. Ueberaus wichtig nicht allein für die Anzahl der Eier, sondern auch für ihren Geschmack ist die Fütterung, welche man dem Huhn zu Theil werden läßt. Vor den mancherlei Sünden, welche in dieser Hinsicht begangen werden, kann nicht genug gewarnt werden. Verdorbenes Futter wirkt auch mehr oder weniger nachtheilig auf den Geschmack, welchen das später gelegte Ei aufweist. Am Vortheilhaftesten in dieser Hinsicht erweist sich immer, wenn man die Legeginnen mit Gerste oder Hafer speist. Grünzeug, zumal ein saftiges Salatblatt oder eine fleischige Spinatstunde, ist ein Lederbissen für die Henne; ihm verdankt der Dotter des Eis dann später die schmutze röthliche Färbung. Eine Fütterung mit zu reichlichen animalischen Stoffen ist gänzlich zu verwerfen, da darnach die Legefreudigkeit des Huhns zusehends erlischt. Am Besten hat sich im Allgemeinen die Kost bewährt, welche die drei eben genannten Bestandtheile in gut gewählter Abwechselung darbietet. Denn auch Frau Henne will nicht immer mit ein und derselben Mahlzeit abgefunden sein. Sie ist eine Feinschmeckerin, ebenso gut wie der Mensch, dem sie gackernd ihre Eier zukommen läßt. Und zum Dank dafür, daß sie ihn Tag ein, Tag aus so reich beschenkt, verlangt sie auch, daß er ihr eine gute Wartung und Pflege zu Theil werden lasse.

Darum kann sie uns aber noch manchen Streich spielen, indem sie Eier legt, welche unseren Erwartungen nicht im Mindesten entsprechen. Wer kennt sie nicht jene sogenannten Windeier, bewegliche, wabernde Massen, welche anstatt von einer harten Schale, nur von einer dünnen, blasenartigen Haut zusammengehalten werden! Sie bilden den Verdruß einer jeden Hausfrau, da sie sich höchstens zum sofortigen Gebrauch verwerthen lassen. Aufbewahrt können sie niemals werden, am allerwenigsten jedoch, schön bemalt mit verschlungenen Arabesken oder mit scherzhaften Reimlein beschriebenen, als Ostereier auf den Tisch kommen. Der Grund zur Entstehung solcher Windeier ist allein darin zu erblicken, daß die Hennen, von denen sie gelegt wurden, unter dem Futter zu wenig des für die Bildung einer Schale nothwendigen Kalkstoffes vorfanden. Man mische ihnen also künftig einige zerstoßene Schalen unter dasselbe, und das Uebel ist leichtlich gehoben. Dabei hüte man sich jedoch, beileibe keine ganzen Schalen oder solche, die nur wenig gebrochen sind, den Hennen zum Verpeisen vorzusetzen. Damit kann man nämlich ein Unheil

anrichten, das in seiner ganzen Tragweite verhängnißvoll für den gesammten Hühnerhof und insbesondere für die Eierproduktion werden kann. Die Hühner gewöhnen sich nämlich dadurch das Eierfressen an: jedes Ei, welches sie selber legen oder auch nur vorfinden, wird von ihnen sofort angepickt, zerstückt und aufgefressen. Die Hausfrau kommt also gar nicht mehr dazu, Eier überhaupt einsammeln und auf den Tisch bringen zu können. Und ein einziges Huhn, welches mit dieser Unart behaftet ist, genügt schon, durch sein schlechtes Beispiel die ganzen übrigen Bewohner des Hühnerhofes zu dem gleichen Uebel zu verleiten. Es wirkt ansteckend, nicht anders als die ärgste Epidemie. Man thut also gut daran, diesen Uebelthäter sofort vom Hühnerhofe zu entfernen, womöglich zu schlachten und als knusprigen, schön gebräunten Braten auf den Tisch gelangen zu lassen.

Für das Verständnis unserer kleinen Leute bleibt das Ei ein Räthsel, ein Buch mit tausend Siegeln, in welches sie niemals Einblick zu bekommen vermögen. Aus ihren herzigen Augensternen blicken sie unverwandt auf das seltsame Gebilde der Natur, welches sich in seiner weißen Schale so weich anfühlt und, von derselben befreit, einen so lederen und, wie die Mutter sagt, so stärkeenden Bissen abgiebt. Wenn sich dann gar zu Ostern die große Metamorphose vollzieht, daß die sonst einfarbige Schale allerhand bunte Verzierungen erhält oder sich sogar in Zucker und Chokolade verwandelt, aus welchem ein junges Küchlein hervorguckt oder dafür irgend ein anderes Gebilde der menschlichen Gestaltungsraft: dann ist des Staunens erst recht kein Ende, welches höchstens abgelöst wird von jener auffauchenden Freude, wie sie doch allein aus dem Brunn eines Kindergemüths hervorzuquellen vermag. Die kleinen Patschhändchen werden an einander geschlagen und das niedliche Dinglein immer wieder und wieder beguckt. Aber schon das wirkliche Ei mit den Naturwundern, welche es birgt, beschäftigt die Kindesseele unausgesetzt und fördert oftmals ganz merkwürdige Offenbarungen derselben zu Tage. Ein kleiner sinniger Schlaupkopf von Mädchen blättert in seinem Bilderbuch und sitzt dabei auf die wohlbekannte Abbildung der Gruppe von jungen Küchlein, die eben aus dem Ei zu kriechen im Begriffe stehen. Das Brüderchen, welches gerade herzukommt, studirt das anziehende Bildchen mit größter Aufmerksamkeit und stellt dabei eine sehr nachdenkliche Miene zur Schau. Das fällt der kleinen ABC-Heldin natürlich sofort auf, und gewohnt, dem Brüderchen von dem Wissen abzugeben, welches sich bereits in ihrem klugen Köpfchen angespeichert hat, bemerkt sie milde, indem sie ihn mit einem ernsten Blick freist: „Weißt, Hans, die kriechen aus, weil sie fürchten gekocht zu werden!“

Jawohl, das Ei bleibt ein Naturwunder, von seinem ersten Anbeginn an, wo sein Keim in dem Schooße der Mutterhenne entsteht, bis zu dem Moment, wo ein neues Lebewesen an die innere Schale pickt und aus dem zertrümmerten Verliese alsdann das junge Küchlein schlüpft. Eben dieser Vorgang wiederholt sich mit einigen unwesentlichen Variationen allerdings innerhalb der gesammten gesieberten Welt; aber nirgends sind wir damit so vertraut geworden und sehen, wie sich alle Phasen desselben direkt vor unseren Augen wiederholen, wie gerade bei dem Hühnerküchlein, welches gackernd auf unserm Hofe herumläuft. Die moderne Naturforschung hat denn auch diese Umbildung vom Inhalte des Eis bis zum Küchlein in ihren verschiedensten Stadien bloßzulegen vermocht. Schon am dritten Tage der Bebrütung zeigen sich die Umrisse des neuen Lebewesens und die Anfänge des Rückgrates bei demselben. Nach vier Tagen beginnt das Herz zu pulsiren. Nach sieben Tagen fangen Schnabel, Flügel und Beine an sich zu bilden. Einen Tag später sind diese Theile schon deutlich wahrnehmbar. Am elften Tage entwickeln sich die Federn; nach einem ferneren sind die Augen sichtbar. Am fünfzehnten Tage hat sich das Federkleid völlig gebildet. Flügel und Schnabel sind hart geworden. Nach sechzehn Tagen zeigen sich die ersten Bewegungen des Körpers, nach drei weiteren läßt das Küchlein bisweilen eine ganz schwache Stimme hören. Nach Verlauf von zwanzig Tagen fängt es an zu hämmern und sucht das Kalkgehäuse zu zer Sprengen. Mit einer kleinen hornigen Spitzhade, die eigens zu diesem Zwecke vom Schöpfer dem Schnäbelchen zugesellt worden, sucht es sich den nothwendigen Ausgange zu verschaffen. Zugleich stemmt es sich mit den Schultern gegen die Hülle, bis diese endlich in zwei Theile zerpringt. Damit ist denn der Werdeproceß vollendet und aus dem Ei ein neues Lebewesen hervorgegangen, das, sofern es ein Hähnlein, wieder eine fleißige Eierlegerin abgeben kann. Schon im nächsten Frühlinge dürften die Ostereier, welche auf unseren Tisch kommen, von ihr herrühren, die dann gackernd im Sande herumwaddelt und die Sonnenstrahlen auf ihr schimmerndes Gefieder die bunten Kringeln malen läßt.